

DIE LETZTEN TAGE

Der Krieg, den die Nationalsozialisten entfacht haben, geht im Frühjahr 1945 zu Ende, die US-Amerikaner bestimmen nun in München. In einer neunteiligen Serie blickt die SZ zurück. Heute: Das Überleben im Mangel

Musik für Schokolade

Im Mai 1945 sind Brot, Mehl und Fleisch knapp, die Münchner hamstern, der Schwarzmarkt blüht. Und Josef Steidle, erst 17 und schon Kriegsveteran, schlägt sich mit seiner Harmonika durch

VON MIRIAM STEINER

Seine Hände sind groß, sie wirken grob, und man sieht ihnen das Alter an. 92 Jahre hat Josef Steidle auf dem Buckel, er ist Jahrgang 1927. Doch auf den kleinen Knöpfen der diatonischen Harmonika fliegen seine Finger flink umher, sind treffsicher wie eh und je. Steidle runzelt die Stirn, kneift die Augen zusammen. An seiner Esszimmerwand hängt eine Figur des heiligen Martin, in der Zimmerecke eine Madonna. Ein Gemälde zeigt einen schneebedeckten Gebirgszug, am Esstisch steht ein Strauß roter Rosen. Was fehlt, ist ein Notenblatt. Peps Steidle, so nennen ihn seine Freunde, kann nicht alle Lieder auswendig, aber viele. Jetzt spielt er „Lili Marleen“ – ein Lied, mit dem er sein Publikum immer begeistern konnte, waren es amerikanische Besatzungstruppen oder deutsche Soldaten.

Bezahlt wurde Steidle dafür mit Zigaretten, Schnaps und Schokolade. „Was ich da bekommen hab‘, war mehr wert als das, was ich in meinem späteren Berufsleben pro Monat verdiente“, sagt Steidle. Denn der Schwarzmarkt florierte in den Nachkriegsjahren, und Zigaretten, Schnaps und Schokolade ließen sich gegen Lebensmittel tauschen. Mehl, Brot, Fleisch – all das war knapp. Die Besitzer gaben Lebensmittelkarten aus, nur mit diesen konnte man offiziell Nahrungsmittel kaufen. Doch die zugeteilten Rationen waren meist zu klein, und fast ein Drittel der Industrieproduktion landete auf dem Schwarzmarkt. Zigaretten waren eine Art Ersatzwährung. Viele Münchner schwirrten zu Hamsterfahrten aus, deckten sich heimlich auf dem Land mit Nahrung ein. Steidle auch: Er radelte 100 Kilometer weit zum Hof von Verwandten in Niederbayern, und nahm mit, was in den Koffer auf dem Gepäckträger passte: „20 Eier, zwei Pfund Schmalz und einen Gockel“, erinnert er sich, dazu Mehl und „vielleicht ein Stück Geräuchertes“.

Die Zeit sei eine schlechte gewesen, sagt Steidle, doch die Amerikaner sind ihm in guter Erinnerung geblieben. „Sie haben uns als Gleichberechtigte anerkannt“, sagt er. Sein erstes Treffen mit Amerikanern allerdings war wenig freundlich. Das war in Landshut, noch im Krieg.

Anfang November 1944, ein halbes Jahr vor Kriegsende, war Josef Steidle zur Wehrmacht kam an seinem 17. Geburtstag. In seiner Kompanie waren viele so jung wie er, die meisten ebenfalls Gymnasiasten. Daneben gab es einige ältere Herren, jene, die „bisher unabhkömmlich waren, etwa als Ingenieur bei Siemens, auch einen Oberstleutnant hatten wir dabei“, erzählt Steidle. In den letzten Kriegsjahren raffte die Wehrmacht alle zusammen, die noch irgendwie kampffähig waren.

In den letzten Kriegswochen musste seine Truppe noch eine Straßensperre errichten. „Die Amerikaner waren schon so nah, wir wussten da schon: Wir siegen nicht mehr. Aber das war nicht allen klar“, sagt Steidle heute. Da tauchte ein amerikanisches Aufklärungsflugzeug über ihnen auf, im nächsten Moment sei Artilleriefeuer auf sie niedergegangen, erzählt Steidle. Er floh. Später kehrte er zur Straßensperre zurück, um die Kameraden zu suchen. „Dann hörte ich die Amerikaner plötzlich hinter mir, ‚Hands up!‘ rief einer. Es fielen Schüsse, aber ich bin davongekommen.“



„Die Musik hat mir im Leben sehr viel geholfen“, sagt Josef Steidle – links als junger Bub mit seiner damaligen, rechts im Februar 2020 mit seiner heutigen Harmonika.

FOTOS: ROBERT HAAS

Es war keiner dem anderen auf irgendetwas neidig, nicht auf den Beruf der Eltern oder das, was man gehabt hat. Wir ham alle nix gehabt.“

JOSEF STEIDLE

Steidle rannte, durch den Wald, dann über ein freies Feld zu einem Bauernhaus. Das war der 30. April 1945, der Tag, an dem die Amerikaner München eroberten.

Auf dem Hof tauschte Steidle seine Uniform und die Zigaretten, die er noch im Sturmgepack hatte, gegen einen Anzug, der dem Bruder des Bauern gehört hatte. „Sonntagsgewand, lilafarben, eine scheußliche Farbe. Und nach Kuhstall hat der gestunken, 20 Meter gegen den Wind.“ Doch mit ihm konnte er als Knecht getarnt nach München flüchten. Am 2. Mai klopfte er dort ans Fenster seiner Mutter. Die war in den letzten Monaten alleine zurückgeblieben, beide Söhne und ihr Mann waren im Krieg. Steidles Vater kam erst ein Jahr später zurück, er war in Gefangenschaft geraten. Steidles Bruder kehrte nie heim.

Der Bruder war 1943 in sowjetischer Gefangenschaft verhungert. Das erfuhr Josef Steidle aber erst 50 Jahre später vom Suchdienst des Roten Kreuzes. Der Bruder habe etwas geahnt, erzählt Steidle. „Ich komm‘ nicht mehr heim“, habe er zu ihm gesagt, als sie sich am Hauptbahnhof in München verabschiedeten. „So war es dann auch.“

Josef Steidle musste nie an die Front. Er führt das aufs Musizieren zurück, denn die Harmonika war mit ihm im Krieg, zu seiner eigenen Freude, aber noch mehr zu der aller anderen. Bei einer Weihachtsfeier, später bei Offiziersabenden hielt er die Soldaten bei Laune. Im Repertoire und stets gern gehört: „Lili Marleen“.



Nach Kriegsende wollte Steidle die Schule fortsetzen, doch die gab es nicht mehr. „Es war alles kaputt und musste wieder aufgebaut werden“, sagt er. „Also dachte ich mir, jetzt mach ich am besten den Bauingenieur.“ Als Praktikant fing er beim Bauunternehmen Kunz an.

Von München war überhaupt nicht viel übrig geblieben. 73 Luftangriffe hatten die Stadt entstellt, viele Straßenzüge lagen in Schutt und Asche. Mehr als 6000 Menschen hatten ihr Leben gelassen. Schulen, Krankenhäuser, auch Prachtbauten waren schwer beschädigt worden, die Residenz etwa, die Glyptothek, die Ludwig-Maximilians-Universität. Das Dach des Neuen Rathauses war fast vollständig ausgebrannt. Josef Steidle war im Krieg als Mitglied der Jugendfeuerwehr selbst im Einsatz gewesen, um das Feuer zu löschen. Jetzt, nach dem Krieg, deckte er als Baupraktikant das Dach mit neuen Platten ein.

15 Jahre später wurde das Rathaus zu seinem Arbeitsplatz. Aus Josef Steidle wurde nämlich doch kein Bauingenieur: Die Schule öffnete im November 1945, Steidle holte das Abitur nach und schlug die Beamtenlaufbahn ein. Später saß er im Vorzimmer des Dritten Bürgermeisters Albert Bayerle (SPD), als dessen Referent. In dieser Zeit veröffentlichte Steidle auch sein erstes Gedicht: „Mein München“, wie alle seine Gedichte im bairischen Dialekt verfasst, erschien zuerst in der amtlichen Rathaus-Umschau. Danach wollten es auch Zeitun-

gen abdrucken. Fortan war Steidle Beamter, Musiker und zusätzlich Dichter. Seine Mundartgedichte sollten später acht Bände füllen, auch Hörbücher kamen dazu. Steidle war Gast in Radiosendungen, füllte Säle mit Lesungen, musizierte, schrieb und komponierte auch für die Faschingsgruppe der „Damischen Ritter“, und wurde Mitglied der ehrwürdigen Literatenvereinigung der Münchner Turmschreiber.

Gut 600 Gedichte hat er bisher geschrieben, und er schreibt noch. Über Alltägliches, Münchner Eigenheiten, über Freunde, Speis und Trank und Mensch und Tier. Vor ein paar Jahren verfasste er ein Gedicht, das den Überfluss in der heutigen Gesellschaft anspricht. „Wia vui lebn heit in Saus und Braus“, heißt es darin. Saus und Braus, das habe es früher nicht gegeben, sagt Steidle. Der Zusammenhalt aber sei in den Jahren nach dem Krieg größer gewesen. „Es war keiner dem anderen auf irgendetwas neidig, nicht auf den Beruf der Eltern oder auf das, was man gehabt hat“, sagt Steidle. Auch nicht auf Schokolade von Amerikanern oder den Gockel vom Hof der niederbayerischen Verwandten. Warum auch, im Grunde sei es in den Nachkriegsjahren für alle dasselbe gewesen, sagt Steidle. „Wir ham alle nix gehabt.“

Am Montag lesen Sie: Was nach dem Kriegsende aus Münchner Machthabern, Tätern und Funktionären der Nazi-Partei wurde



München 1945 Die letzten Tage der Naziherrschaft SZ-Serie · Folge 7

Josef Steidle war 17, als der Krieg ein Ende nahm – und die Amerikaner erkannten rasch, dass er ein Meister auf der Harmonika war. Regelmäßig spielte er bei Festen der Besatzungstruppen. Er kannte nur wenige amerikanische Lieder, „Don't Fence Me In“ zum Beispiel, erinnert sich Steidle und beginnt, die Melodie zu trällern. Die Amerikaner wiederum kannten nur eine Handvoll deutscher Lieder. „Lili Marleen“ war eines davon. Und so kam es, dass Steidle an einem Abend ein Dutzend Mal „Lili Marleen“ spielte. „Und die Amerikaner haben mit Freude mitgesungen.“

Radfahren nur mit schriftlicher Erlaubnis

Die US-Militärregierung erlässt für die Münchner strenge Regeln, die aber schon bald wieder gelockert werden

Die erste neue Vorschrift tritt bereits am 1. Mai 1945 in Kraft: Die US-amerikanische Militärregierung verfügt eine nächtliche Ausgangssperre. Zwischen 19 Uhr am Abend und 6 Uhr morgens dürfen sich keine Zivilisten und kein Zivilist mehr auf öffentlichen Straßen und Plätzen aufhalten, nicht einmal der eigene Vorgarten ist noch erlaubt. Will jemand die Stadt verlassen, braucht er ab sofort eine schriftliche Erlaubnis der Besatzer. Für das Fahren mit Auto, Motorrad oder Fahrrad gilt dasselbe. Wer gegen diese Bestimmungen verstößt, wird festgenommen, muss eine Geldbuße bezahlen oder ins Gefängnis.

Der Mai 1945 bringt den Münchnern viele neue Regeln. Die Amerikaner sind in der Stadt, das Nazi-Regime ist entmacht, der Krieg ist für diese Stadt vorüber. Auch die bisherigen Strukturen sind verschwunden. Doch die Amerikaner füllen das Vakuum rasch: Der Alltag folgt jetzt anderen Gesetzen, nämlich ihren.

Den amerikanischen Soldaten ist es anfangs sogar verboten, Einheimische zu grüßen

Es bleibt nicht bei der Ausgangssperre. Wenige Wochen später lösen die Amerikaner das Verkehrsproblem in der Stadt auf ihre Weise und in ausschließlich ihrem Sinne: Am 18. Mai legen sie fest, dass vom Isartor durch das Tal und die heutige Fußgängerzone bis zum Stachus und weiter zum Bahnhof nur noch amerikanische Fahrzeuge fahren dürfen. Dasselbe Vorschrift erlassen die Besatzer für mehrere Straßen in Neuhausen und Nymphenburg, später kommt noch die Arnulfstraße hinzu. Mehrsprachige Schilder weisen auf diese Regel hin. Ab sofort führt quer durch die Stadt eine Schneise, auf der sich die Besatzer ungehindert bewegen können. Die Anwohner müssen wegleiben, deutsche Zivilisten, die

das missachten, werden bestraft, ihre Fahrzeuge werden beschlagnahmt.

Doch auch den eigenen Soldaten erlegt die Militärregierung strikte Regeln auf. Dass sie sich nicht mit den Deutschen verbündet sollen, ist ihnen grundsätzlich bekannt. Schon im „Pocket Guide to Germany“, herausgegeben vom US-Kriegsministerium, mit dem viele der Soldaten ab 1944 nach Europa gekommen sind, ist ihnen eingebläut worden, wachsam zu bleiben, besonders den jüngeren Deutschen zu misstrauen und Abstand zu wahren. Auch Dwight D. Eisenhower, Oberbefehlshaber der alliierten Streitkräfte im Westen Europas, hat die Fraternisierung explizit verboten. Den amerikanischen Soldaten

ist untersagt, Kontakt mit der Münchner Bevölkerung aufzunehmen. Sogar das Grüßen unterliegt bald strengen Regeln. Ein Erlass der Militärregierung vom 16. Juni legt fest: Ein „Grüßwechsel zwischen deutschen Zivilpersonen und alliierten Soldaten findet nicht statt“; so zitiert es die vom Stadarchiv herausgegebene Chronik der Stadt München 1945-1948. In der Praxis ist es noch etwas komplizierter: Deutsches Militär habe alliierte Soldaten zu grüßen, nicht aber andersherum, heißt es etwa. Deutsche Männer wiederum müssten vor den Flaggen der Alliierten zum Gruß ihre Kopfbedeckungen abnehmen.

Auch Deutschen Geschenke zu machen ist untersagt – und für die Beschenkten ge-

fährlich. Werden deutsche Zivilisten mit Eigentum amerikanischer Soldaten erwischt, werden sie bestraft. In den kommenden Wochen aber drücken Offiziere der US-Armee immer öfter ein Auge zu, wenn sich GIs deutschen Frauen annähern oder eine Schachtel Zigaretten gegen einen goldenen Ring eintauschen. Kindern stecken die Soldaten Schokolade und Kekse zu, Freundschaften entstehen, Fraternisierungsverbot hin oder her.

Überhaupt folgen bald erste Schritte hin zu einer neuen Normalität. Bereits am 1. Mai haben die Amerikaner den Verleger und Anwalt Franz Stadelmayer zum neuen Oberbürgermeister ernannt. Drei Tage später übernimmt diese Position auf Stadelmeyers Wunsch Karl Scharnagl, der Vorkriegs-OB, den die Nazis 1933 aus dem Amt gejagt hatten. Am 12. Mai etablieren die Amerikaner einen neuen, lokalen Sender „Radio München“, der nicht nur Informationen über die Lebensmittelzuteilung verbreitet, sondern auch bekannt gibt: „Mit dem heutigen Tag wird die Verdunkelung in Stadt und Land aufgehoben.“ Nach 2077 zum Schutz vor Luftangriffen finsternen Nächten leuchten an jenem Abend erstmals wieder die Straßenlaternen. Eine Woche später publiziert die Militärregierung mit der Bayerischen Landeszeitung auch eine Zeitung.

Und die Regeln werden nach und nach gelockert. Vom 10. Mai an dürfen die Münchner wieder Radfahren, ohne vorher die Besatzer um deren schriftliche Erlaubnis zu bitten. Am 25. Mai wird die Ausgangssperre reduziert, sie gilt nur noch in der Zeit von 21 Uhr bis 6 Uhr. Anfang Juli fahren in München wieder Trambahnen, die ersten vom Sendlinger Tor über den Stachus bis zur Hohenzollerstraße. Und vom 14. Juni an dürfen sich die Münchner bis zu 20 Kilometer weit von ihrem Wohnort entfernen. Ohne Passierschein.

RICARDA RICHTER, JAKOB WETZEL



„MG“ steht für „Military Government“. Deutsche Hilfspolizisten bewachen den Sitz der amerikanischen Militärregierung im Neuen Rathaus.

FOTO: SZ-PHOTO

SCHAUPLATZ



FOTO: SZ-PHOTO

Geplünderte Geschäfte

Es seien einfach zu viele gewesen, erklärte die 42. US-Infanterie-Division später: zu viele Zivilisten, die in München die Warenlager plünderten. Die Soldaten hätten beim besten Willen nichts tun können. Beim Blick auf dieses Foto klingt diese Aussage plausibel. Die ganze Wahrheit ist das aber nicht. Der US-Offizier Ernst Langendorf etwa erinnerte sich später, er habe US-Militärpolizisten einmal darauf hingewiesen, dass eine Weinhandlung geplündert werde. Doch die hätten gelacht: Er solle den Menschen nach dem langen Krieg doch ihren Spaß gönnen. Und die Militärpolizisten hätten selber auch ein Fasschen Wein im Wagen gehabt.

Eigentum und Besitz galten Anfang Mai 1945 nicht viel. Die Plünderungen begannen schon während des Einmarsches der US-Soldaten. Während die einen zusa-

haken, wie diese auf der Dachauer Straße in die Innenstadt fuhren, wüteten andere bereits in den Geschäften. Lebensmittel-läden wurden ausgeräumt, Gaststätten, Hotels und sogar Schulen, aus denen die Menschen Tische und Stühle verschleppten. Aus den Parteigebäuden der Nazis am Königsplatz stahlen sie Geschirr und Spirituosen, aber auch Kunstwerke, die zuvor die Nazis geraubt hatten – viele von ihnen sind bis heute verschollen. Pfarrer klagten, die Menschen würden ihnen sogar den Messwein stehlen.

Für die Plünderer ging es nicht immer gut aus. Im Löwenbräukeller am Stiglmaierplatz etwa war das Gedränge am 3. Mai so groß, dass zwei Menschen totgetram-pelt wurden. In einem anderen Bierkeller wurde zwei Tage später eine plündernde Frau mit einer Flasche erschlagen. Am 18. Mai reagierten die Besatzer: Die Militärregierung richtete spezielle Kommandos ein. Plünderern drohte sie mit drakonischen Strafen.

JAKOB WETZEL